

*Mandy  
Hubbard*



Wie ich in  
High Heels durch  
die Zeit stolperte



Ravensburger

Die Bewohner haben Geld. Richtig, richtig viel Geld. Ich wette, sie haben irgendwo da draußen einen Privatjet und ihre eigene Start-und-Lande-Bahn.

»Komm mit.«

Es hätte nur noch gefehlt, dass Emilys Stimme in diesem riesigen Foyer als Echo von den Wänden hallt. Ich folge ihr zur Treppe, doch schon auf der ersten Stufe rutsche ich mit dem Absatz ab und lande auf den Knien.

Das bringt das Fass endgültig zum Überlaufen und ich breche in Tränen aus. Ich habe keine Ahnung, was hier vor sich geht und ich will es auch gar nicht wissen. Das Einzige, was ich will ist, dass dieser Albtraum endlich aufhört. Ich will nach Hause, wo ich mich sicher und geborgen fühle. Aber ich bin nicht nur meilenweit davon entfernt, ich weiß noch nicht mal, wo genau ich eigentlich bin. Warum geschieht das ausgerechnet mir? Womit habe ich das verdient?

Ich habe mich heute Morgen schon ziemlich miserabel gefühlt, aber das war nichts im Vergleich zu jetzt. Was kann noch alles schiefgehen?

»Rebecca?« Emily kommt die Treppe wieder herunter. Sie berührt mich an der Schulter, doch ich zucke zurück. Es dauert eine Weile, bis ich mich beruhigt habe. Schließlich versiegen meine Tränen und ich wische die Nase an meinem T-Shirt ab. Als ich aufsehe, ist Emily immer noch da. »Ich ... äh ... es tut mir leid. Es war einfach nur eine lange ... Reise.«

Sie nickt, als würde sie mich verstehen. Ich wische die letzten Tränen weg und versuche den Rotz hochzuziehen, der mir fast aus der Nase hängt.

Wortlos folge ich ihr die Treppe hinauf. Emily führt mich einen Flur entlang, der kein Ende nehmen will. Tür reiht sich an Tür, bis ich den Vordereingang nicht mehr sehen kann. Es ist düster und unheimlich. Unsere Schatten bewegen sich im Schein der Kerzen, die an den Wänden hängen.

Irgendwann öffnet Emily eine Tür und deutet ins Innere. Sie murmelt etwas von einem Dienstmädchen und geht.

Ich betrete das Zimmer, schließe die Tür hinter mir und gehe zu dem großen Bett. Ich lasse mich auf die Decken fallen, vergrabe das Gesicht in einem Kissen und fange an zu weinen.



# 5

Jemand ist in meinem Zimmer. Ich weiß es, bevor ich die Person sehe, denn ich höre einen ächzenden Laut und eine Art schabendes Geräusch. Ich setze mich im Bett auf und ziehe die Decke bis unters Kinn.

Und dann erinnere ich mich wieder. Die letzte Nacht ... der Weg durch den Wald ... diese merkwürdigen Menschen, die so getan haben, als würden sie in der Vergangenheit leben.

Ich spüre eine schmerzhaft leere Brust, als mich schreckliches Heimweh packt. Verzweifelt beiße ich mir auf die Lippen, um die Tränen zurückzuhalten.

Warum bin ich nicht in meinem Hotelzimmer aufgewacht? Dann wäre alles nur ein verrückter Traum gewesen. Meinetwegen hätte ich auch im Krankenhaus aufwachen können. Das hier kann unmöglich real sein.

Ich dürfte gar nicht in diesem Bett sitzen.

Aber hier hocke ich nun: in einem Raum, der größer ist als unser Wohnzimmer zu Hause, und in einem Himmelbett, das wahrscheinlich nicht mal in mein Zimmer *hineinpassen* würde. Die Wände sind in einem sonnigen Gelb gestrichen, was mir gestern Abend im dämmerigen Kerzenlicht gar nicht aufgefallen ist. Ein Feuer brennt in einem prachtvollen weißen Kamin mit goldenen Verzierungen. Wann wurde es angezündet? Jede Tür und jedes Fenster ist mit Schnitzereien versehen, die passend zum Kamin gestaltet und gestrichen sind. Es gibt keine einzige glatte Fläche – die Wände sind mit Gemälden und dekorativen Wandteppichen behängt und an der hohen Decke befinden sich aufwendige Stuckarbeiten. Sogar die Vorhänge, die nachlässig aufgezogen wurden, sind reich mit Gold bestickt.

Ich habe keine Ahnung, wo ich hier bin. Aber eins ist sicher: Alles in diesem Haus ist gigantisch, vornehm und *luxuriös*. Allein die Einrichtung muss ein Vermögen gekostet haben. Bin ich in einem Bed-and-Breakfast für Adlige gelandet?

Die Person, die mich geweckt hat, muss eine Bedienstete sein. Sie trägt ein schlichtes schwarzes Kleid und ihr feines Haar ist im Nacken zu einem Dutt zusammengebunden. Sie

ist auch ohne Make-up sehr hübsch. Mit diesem Gesicht könnte sie locker für Hautcreme werben. Als sie mich anlächelt, beruhigen sich meine flatternden Nerven etwas.

Sie schleppt einen Koffer zu einem großen Kleiderschrank und öffnet die Türen. »Ihr könnt unter diesen vier Kleidern wählen«, sagt sie mit einem herrlich britischen Akzent, ohne dabei so geschwollen zu klingen wie Emily. »Wir müssen uns beeilen, sonst kommt Ihr zu spät. Der Herzog wird Euretwegen das Frühstück mit den Damen einnehmen.«

Sofort ergreift mich wieder die Panik und ich springe wie eine Rakete aus dem Bett. »Der Herzog? Was soll das heißen?«

Das Dienstmädchen sieht mich an, als wäre mir ein zweiter Kopf gewachsen. »Wie meinen?«

»Welcher Herzog?«

»Seine Durchlaucht natürlich.«

Ich starre das Mädchen an, während sich mein Herzschlag beschleunigt. »Ein Typ namens Durchlaucht ist ein Herzog?«

Sie prustet los, hält sich jedoch schnell die Hand vor den Mund, als wäre ihre Reaktion unangebracht. »Sein Name ist nicht Durchlaucht. Er ist Lord Alexander Thorton-Hawke, der Herzog von Harksbury.«

»Und warum hast du ihn gerade Durchlaucht genannt?«

Sie hebt eine Augenbraue. »Ich vergaß, dass Ihr Amerikanerin seid. Die angemessene Anrede für ihn – und jeden anderen Herzog – ist *Euer Durchlaucht*.«

»Oh.«

Mit wackligen Beinen lasse ich mich auf dem Bettrand nieder. Ich bin also im Haus eines Herzogs gelandet.

Jetzt verstehe ich auch, wieso hier alles so piekfein ist. Aber was hat das zu bedeuten? Ist er Mitglied des Königshauses? Er wird mich wahrscheinlich nicht ausstehen können.

Oh Gott! Was, wenn er Rebecca (alias das Mädchen, das ich *nicht* bin) besser kennt als Emily? Wenn er sofort sieht, dass ich nicht Rebecca bin? Ein Herzog besitzt Macht, oder? Er könnte mich verhaften oder in den Kerker werfen lassen. Dieses Gebäude ist so groß wie ein Schloss. Wahrscheinlich gibt es hier sogar einen Kerker. Niemand wird mich je finden. Nicht in einem fremden Land in einem Haus im Nirgendwo.

Ich kann kaum noch atmen und schnappe nach Luft.

»Geht es Euch gut?«

Ich bleibe regungslos sitzen und starre auf den Läufer unter meinen Füßen.

Warum musste ich mich auch als Rebecca ausgeben? Das wird niemals gut gehen. Ich hätte Emily die Wahrheit sagen sollen. Sie schien ganz nett zu sein und vielleicht hätte sie mir trotzdem geholfen. Ich hätte einfach um Hilfe bitten sollen, anstatt mich als jemand auszugeben, der ich nicht bin.

Und wenn sie mir nicht geholfen hätte? Dann wäre ich eben weitergelaufen. Vielleicht ist London gar nicht so weit entfernt und ich könnte jetzt schon dort sein. Dann säße ich nicht im Haus eines Herzogs fest, der mich wahrscheinlich köpfen lassen wird.

Nach einer Weile beruhigt sich meine Atmung wieder und ich fühle mich etwas besser. Ich muss nur dieses Frühstück überstehen. Wenn der Herzog meinen Schwindel bei unserer ersten Begegnung nicht bemerkt, könnte ich es schaffen. Ich muss nur auf meinen Teller starren und darf kein Wort sagen. Und wenn Emily mich danach mit in die Stadt nimmt, haue ich einfach ab.

Die Dienerin steht wortlos da und wartet. Zum Glück macht sie nicht den Eindruck, als würde sie mich für verrückt halten. Ich reiße mich endgültig zusammen und stehe auf.

Das Mädchen nimmt ein paar Kleidungsstücke und legt sie auf das Bett. Ich bin eigentlich nicht so der Kleidertyp, aber ich habe gerade weitaus größere Sorgen. Ich atme tief durch und überlege mir einen Plan.

Wenn ich erst mal in London bin, muss ich dieses Theater nicht mehr mitspielen. Ich werde ein Taxi anhalten und zum Hotel zurückfahren. Mrs Bentley wird mich anschreien, weil ich allen einen Riesenschrecken eingejagt habe, doch am Ende werden wir darüber lachen. Mum wird mir wahrscheinlich Hausarrest geben, wenn ich wieder zu Hause bin. Aber *zu Hause* klingt im Moment so himmlisch, dass mir das egal wäre.

Großer Gott, ob die Schuhe etwas damit zu tun haben? Das alles ist doch erst passiert, nachdem ich sie angezogen habe. Vielleicht sind sie ja verflucht oder so.

»Das Frühstück wird in zwanzig Minuten serviert. Wir sollten uns besser beeilen.«

Nach diesen Worten knurrt mein Magen plötzlich so laut, als hätte ich ein wütendes Löwenbaby verschluckt. Die Dienerin tut so, als hätte sie nichts gehört. Bevor mir klar wird, was sie vorhat, zieht sie mir auch schon das T-Shirt über den Kopf und ich bin obenrum nackt. Um mein Schamgefühl scheint sie sich nicht gerade viele Gedanken zu machen.

Ich halte einen Arm vor die Brust, bis sie mich zwingt, die Hände über den Kopf zu heben. Im nächsten Augenblick steckt sie mich in ein dünnes Unterkleid aus einem kratzigen Stoff. Dann zerrt sie mir die Jeans von den Beinen, stülpt mir noch ein paar andere Kleidungsstücke über den Kopf und schnürt alles hinten zusammen.

Ich schwöre, dass sie mir mindestens sechs Stoffschichten übergeworfen hat. Die »äußere Schicht« ist ein Kleid in einem hübschen Pfirsichton, das an Rocksäum und Halsausschnitt mit weißer Spitze besetzt ist. Zum Schluss bindet sie mir noch ein schmales weißes Seidenband unter den Busen. Es sieht wirklich ganz nett aus. Zu Hause würde ich so etwas natürlich nie tragen, aber hier passt es irgendwie.

Trotzdem habe ich mit einem Mal das überwältigende Bedürfnis, mir die Sachen wieder vom Leib zu reißen. Ich kann dieses Kleid unmöglich tragen. Hier verhalten sich alle, als



wären wir irgendwie in der Vergangenheit gelandet, aber dabei werde ich nicht mitspielen. Ich kann einfach nicht so tun, als wäre es völlig normal, so etwas Altmodisches anzuziehen.

Ich sehe mich nach meiner Jeans um. Ich brauche ... Normalität. Doch meine Kammerzofe packt mich an der Schulter, schiebt mich zu einem Hocker hinüber und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich zu setzen. Jetzt nimmt sie sich auch noch meine Frisur vor. Und das ohne Rücksicht auf Verluste. Schon beim ersten Bürstenstrich werden mir ein paar Haare herausgerissen. Meine Kopfhaut schlägt Alarm.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht überstehe ich das Haarstyling, das etwa zehn Minuten dauert. Als sie endlich fertig ist, betaste ich vorsichtig meinen Kopf. Meine Haare sind geflochten und wie eine Art Krone um meinen Kopf gewickelt.

Das Mädchen gibt mir ein paar Handschuhe, aber es dauert einen Moment, bis mir klar wird, dass ich sie tatsächlich gleich anziehen soll – hier drin. Ich finde das zwar ziemlich albern, schlüpfte aber trotzdem brav hinein.

Ich versuche sogar meine Füße in die zierlichen Pantoffeln zu stecken, die für mich bereitstehen, aber sie sind viel zu klein. Emily und ich haben vielleicht die gleiche Konfektionsgröße, aber was unsere Füße betrifft, liegen Welten zwischen uns.

Also bringt mir das Dienstmädchen meine High Heels. Obwohl meine Zehen immer noch höllisch wehtun und ich die Schuhe offiziell zum Fluch meines Daseins erklärt habe, ziehe ich sie an. Ich kann ja schlecht barfuß gehen.

Kurz darauf humple ich die Treppe hinunter. Das Kleid schleift hinter mir über die Stufen und ich fühle mich überhaupt nicht mehr wie ich selbst. Von meinen geflochtenen Haaren bis zu dem altmodischen Kleid bin ich jemand anders. Ich bin in einen Traum gestolpert.

Oder besser: in einen Albtraum.

Ein Dienstmote weist mir den Weg und zeigt einen scheinbar endlosen Flur hinunter. Das riesige Gebäude besteht aus einem Labyrinth von unzähligen Gängen mit vielen Türen. Es erinnert mich an meine Schule, nur dass hier alles viel vornehmer ist.

Die breiten Flure haben hohe Decken und sind ganz schön dunkel. Die Kerzen von gestern Abend sind erloschen und es gibt weder Lampen noch Lichtschalter. Überall hängen Gemälde. Auf dem Boden liegen gemusterte Teppiche und jede Tür hat einen breiten, mit Schnitzereien verzierten Türrahmen. Es gibt viele tiefe Fensternischen, die mit Bänken ausgestattet sind. Einige der Fensterscheiben bestehen aus buntem Glas. Es kommt mir merkwürdig vor, in diesem Aufzug den Flur entlangzugehen, als wäre ich ein Teil des Ganzen.

Ich bleibe stehen, schließe die Augen und atme langsam ein und aus. Ich konzentriere mich auf die Atemgeräusche und versuche auszublenden, dass ein Kleid um meine Beine